

10. September 2010
Campus Online

http://campus.lvz-online.de/lvzs.site,postext,koepfe,artikel_id,28398.html?PHPSESSID=bfe66719f1cb0a7af58a52934c56c127

„Androhung eines Suizides muss ernst genommen werden“



In Deutschland nehmen sich zehntausend Menschen jedes Jahr das Leben – mehr, als durch Aids, Verkehrsunfälle, Mord und Drogenüberdosis sterben. Das Projekt OSPI-Europe will die Versorgung depressiv erkrankter Menschen verbessern. Es wird von der Universität Leipzig geleitet. OSPI-Koordinatorin Sabine Schmidt erläutert die Arbeit.

Campus: Heute ist der weltweite Suizid-Präventions-Tag. Helfen solche Aktionstage, die Aufmerksamkeit der Bevölkerung auf das Problem zu lenken?

Sabine Schmidt: Dieser Tag ist sehr wichtig, weil Suizid in unserer Gesellschaft zu wenig Beachtung findet. Etwa zehntausend Menschen nehmen sich in Deutschland jährlich das Leben. Genau an diesem Punkt setzt das Präventionsprojekt OSPI an. Hinter dem Kürzel verbirgt sich Optimierung von Suizidpräventionsprogrammen und deren Implementierung in Europa.

Was ist denn mit diesem Programm gemeint?

Schmidt: OSPI-Europe ist ein von der Europäischen Kommission gefördertes Forschungsprojekt mit dem Ziel, die Suizid- und Suizidversuchsraten zu senken. Dabei soll vor allem die Versorgung depressiv Erkrankter verbessert werden. Es ist nachgewiesen, dass Menschen mit dieser Krankheit sich häufiger das Leben nehmen als andere. Um den Erfolg unserer Maßnahmen zu messen, werden wir auch Umfragen zu Wissen und Einstellung gegenüber Depression und Suizidalität durchführen. Die Bewohner in Leipzig und Magdeburg sowie die Bevölkerung in Portugal, Ungarn und Irland werden vor und nach dem Präventionsprogramm befragt. Anschließend vergleichen wir die Ergebnisse.

Was soll man sich nun unter einer Suizid-Prävention praktisch vorstellen?

Schmidt: Wir wollen vor allem über die Erkrankung Depression frühzeitig aufklären. Auch möchten wir auf den Zusammenhang zwischen Depression und Selbsttötung hinweisen. Wir arbeiten mit Hausärzten zusammen und bieten ihnen Seminare an. Weiterhin werden Apotheker, Lehrer und Polizisten geschult. Da die Erkrankung auch viele ältere Menschen betrifft, bilden wir Altenpfleger weiter. Öffentliche Informationsveranstaltungen und die Zusammenarbeit mit Betroffenen und Angehörigen sind wichtige Teile der Vorbeugung. OSPI versucht, Menschen den Schritt zu erleichtern, über ihre psychischen Probleme zu sprechen. In Leipzig gibt es zahlreiche psychologische Anlaufstellen - wir müssen dafür sorgen, dass sie auch genutzt werden.

Beschäftigen Sie sich auch mit Patienten nach einem Selbsttötungsversuch?

Schmidt: Im Rahmen des OSPI-Projekts werden verschiedene Daten zu Suizidversuchen erfasst. Die erste Umfrage hat ergeben, dass nur jeder zweite Patient nach solch einem Versuch behandelt wurde. Dies verdeutlicht, wie wichtig unsere Arbeit ist. Eine Schwachstelle unserer Forschung besteht darin, dass Suizidversuche in Deutschland in der Regel nicht systematisch erfasst werden. In Leipzig kooperiert OSPI mit Kliniken und Psychiatern, um solche Versuche zu dokumentieren. Ein erfolgter Suizidversuch birgt ein hohes Risiko, dass es der Betroffene noch einmal versucht. Deshalb setzt Prävention auch an dieser Stelle an.

Welche Auslöser kann denn ein Versuch haben, sich selbst zu töten?

Schmidt: Neun von zehn Personen, die sich umbringen wollen, leiden unter einer psychischen Erkrankung. Das sind vor allem Depressionen und Psychosen, wie zum Beispiel Schizophrenie, aber auch Abhängigkeitserkrankungen. Es gibt noch weitere Faktoren. So können etwa persönliche Ereignisse oder auch kulturelle Aspekte eine Rolle spielen.

Gibt es eine Bevölkerungsgruppe, die besonders anfällig ist für Suizidversuche?

Schmidt: Das Alter, das Geschlecht und die körperliche Verfassung spielen eine Rolle. Es bestehen auch Unterschiede zwischen Versuchen und vollendeten Suiziden. So hat sich gezeigt, dass Suizidversuche eher von jungen Frauen verübt werden. Ältere Männer hingegen nehmen sich häufiger das Leben. Generell nimmt mit dem Alter auch die Selbsttötungsrate zu. Andere Studien haben belegt, dass beispielsweise Alleinstehende ein höheres Risiko haben.

Ist Suizid ein europaweites Problem?

Schmidt: Die Unterschiede innerhalb Europas sind erheblich. Deutschland hat in diesem Vergleich weniger Suizide. Die osteuropäischen Länder hingegen weisen hohe Selbsttötungsraten auf. Das Ost-West-Gefälle innerhalb Deutschlands ist seit der Wende nahezu verschwunden.

Was sollte man tun, wenn jemand aus seinem Umfeld Suizidgedanken äußert?

Schmidt: Die Androhung eines Suizides muss grundsätzlich ernst genommen werden. Auch verdeckte Aussagen wie „Macht das hier überhaupt noch Sinn?“ können Äußerungen von jemandem sein, der mit Suizidgedanken spielt. Das passiert meistens nicht von jetzt auf gleich. Oft stehen passive Gedanken am Anfang. Diese gehen irgendwann ins Aktive über, indem zum Beispiel über die Methode nachgedacht wird. Nach dem endgültigen Entschluss können Tage aber auch nur Stunden vergehen. Dabei ist auffällig, dass Betroffene häufig erleichtert wirken, manchmal sogar glücklich und fröhlich. Dann ist besondere Vorsicht geboten. Angehörige sollten sich trauen, mit den Betroffenen über ihre Sorgen zu sprechen und sie ermutigen, Hilfe in Anspruch zu nehmen. Schweigen hilft da nicht weiter.

Werden solche Absichten nicht meistens verschwiegen?

Schmidt: Es ist üblich, über seine körperlichen Krankheiten zu reden, aber die seelischen werden nicht angesprochen. Menschen nach Suizidversuch berichten häufig, dass sie sich gewünscht hätten, jemandem ihre Ängste und Gedanken anzuvertrauen. In der Regel sind sie erleichtert, wenn sie über den Suizidversuch sprechen können.

Die Fragen stellte Claudia Schittelkopp. Sie ist Mitglied der Lehrredaktion Campus, einem Gemeinschaftsprojekt der LVZ und des Studiengangs Journalistik der Universität Leipzig.